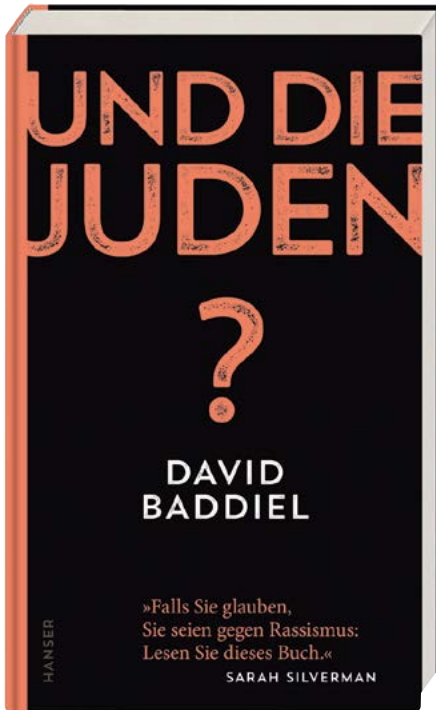


Leseprobe aus:
David Baddiel
Und die Juden



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



DAVID BADDIEL

UND DIE JUDEN

?

Aus dem Englischen
von Stephan Kleiner

Hanser

Titel der Originalausgabe:
Jews Don't Count. How Identity Politics Failed One Particular Identity
London, TLS Books bei HarperCollins Publishers 2021

Erscheint als Hörbuch bei cc-live

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-27148-7

© David Baddiel 2021

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2021 Carl Hanser Verlag München GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Satz: im Verlag

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Für meine Mutter Sarah Fabian-Baddiel,
die stets dafür gesorgt hat, dass sie zählt.

VORWORT ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN AUSGABE

Es könnte Sie vielleicht interessieren, dass der ursprüngliche Titel dieses Buchs, in dem es darum geht, dass Menschen, die über die Diskriminierung von Minderheiten beunruhigt sind, sich über Antisemitismus weniger Gedanken zu machen scheinen, *Jews Don't Count* lautete. Doch dann bekam ich eine E-Mail meines deutschen Verlags Hanser, in der stand, man könne das Buch nicht *Juden zählen nicht* nennen. Der Verlag schrieb, man könne »in Anbetracht unserer Geschichte diese Worte nicht in großen Lettern auf ein deutsches Buch drucken«. Das ist keine linguistische Frage. Auch auf Englisch könnte der Titel als anstößig begriffen werden (und tatsächlich sorgte er auch für etwas Stirnrunzeln – auf Twitter schrieben manche, sie hätten Bedenken, ein solches Buch in öffentlichen Verkehrsmitteln zu lesen, für den Fall, dass jemand den Titel wörtlich nähme). Aber letztlich war ich – und war auch mein englischer Verlag – zuversichtlich, dass die Leserinnen und Leser (und selbst Menschen, die in der U-Bahn Seitenblicke auf die Lektüre anderer werfen) verstehen würden, dass der Titel ironisch gemeint ist; dass er eine Einstellung zum Ausdruck bringt, die das Buch hinterfragt und seziert, nicht empfiehlt. *Jews Don't Count* ist eine Enthüllung, keine Handlungsanweisung.

Warum also sollte sich dieses Verständnis nicht auf den

deutschen Titel übertragen? Ist es eine Frage der Einstellung? Womöglich – und mir ist bewusst, dass ich hier selbst in den Bereich des Stereotyps vordringe – haben es die Deutschen nicht so mit der Ironie. Oder, und das ist wahrscheinlicher, man kann in Deutschland nicht Ironie voraussetzen, wenn es um Antisemitismus geht. Vielleicht kann man in Deutschland gar nichts voraussetzen, wenn es um Antisemitismus geht. Im Hinblick auf den deutschen politischen Diskurs schrieb Han- ser mir auch:

Meldet sich ein Jude in einer Debatte zu Wort und bringt seine Meinung zum Ausdruck, verfallen die Menschen wie in einem Theater in Schweigen; es gibt nichts Schlim- meres, als Antisemit genannt zu werden.

Was eine Erklärung für die notwendige Titeländerung sein und oberflächlich auch als eine gute Erklärung betrachtet werden könnte. In Deutschland, gerade dort, will niemand als Antise- mit gelten, und wenn man bei diesem Buch nicht von Ironie ausgehen kann, zumal in der Übersetzung, dann ist der Titel *Juden zählen nicht* zu riskant.

Allerdings könnte diese Vorsicht nahelegen, dass es in Deutschland gar keinen Bedarf für dieses Buch gibt. Wenn alle dem Antisemitismus gegenüber – gestatten Sie mir an dieser Stelle etwas Jiddisch – *on shpilkes* sind, wenn alle Deutschen ständig Sorge tragen, die Juden aufzuregen, dann braucht es vielleicht gar kein Buch darüber, dass Juden nicht zählen. Nur dass mich, wenn ich mir den Satz noch einmal ansehe, der Ge- danke verstört, Menschen könnten *wie in einem Theater in Schweigen verfallen*: Er hat etwas Gestelztes und Förmliches,

etwas Unbewegliches. Weitere Gespräche und Lektüren über die Situation in Deutschland förderten einen seltsamen Zwiespalt zutage. Das Buch, das Sie in der Hand halten, handelt von einer Abwesenheit: davon, dass inmitten der Intensivierung der Identitätspolitik im progressiven Diskurs die jüdische Identität irgendwie übersehen wird. Doch in Deutschland sind Juden nie abwesend – außer natürlich in körperlicher Hinsicht. Aber der Umstand dieser körperlichen Abwesenheit und ihre historischen Gründe haben allem Anschein nach in eine Erinnerungskultur gemündet, zu der sich das Land selbst gratuliert – Deutschland beglückwünscht sich zu seiner eigenen Selbstaufopferung, indem es sich zum Gedächtnisweltmeister erklärt.

Das Problem daran ist, dass das der aktiven Einbeziehung jüdischer Identitäten in die Debatte um Diskriminierung und Rassismus vermutlich nicht förderlich ist. Natürlich ist das Lebendighalten der Erinnerung an Gräueltaten nötig und gut, aber es kann – vor allem, wenn all die Menschen, derer gedacht wird, und ebenso die meisten ihrer möglichen Nachkommen nicht anwesend sind – leicht in Erstarrung und Ritualisierung kippen. In diesem Buch stelle ich der progressiven Linken die Frage: Warum habt ihr die Juden vergessen? In Deutschland können die Juden offenbar nicht vergessen werden, aber es ist möglich, dass die deutsche Art der Erinnerung selbst eine Abwesenheit herstellt. Wir sehen das an der Formulierung »in Schweigen verfallen«. Schweigen, zumal eines, das von übermäßigem Respekt hervorgerufen wird, ist nichts Verbindliches. Das Schweigen im Rahmen von Gedenkveranstaltungen dauert im Normalfall eine Minute, und dann geht das Leben weiter.

Was bedeutet, dass in der modernen politischen Debatte – die nicht erstarrt oder ritualisiert ist, sondern sich schneller denn je verändert und immer mehr aktive Stimmen umfasst – in Deutschland noch immer das gleiche Problem wie früher besteht. Die Ehrerbietung gegenüber der Vergangenheit bedeutet nicht zwangsläufig, die Lektionen der Vergangenheit auf die Gegenwart zu übertragen. Die einzige Möglichkeit, das zu tun, besteht darin, die Annahmen über Juden, die deren Unsichtbarkeit in diesem Dialog noch immer fort dauern lassen, aufzubrechen.

Sie könnten sagen, ich wisse nicht, wovon ich rede. Ich sei kein Deutscher. Das Problem ist, ich bin es doch. Meine Mutter wurde 1939 in Deutschland geboren. Sie kam nur um Haaresbreite davon. Diese Geschichte wird in diesem Buch nur am Rande erzählt, aber sie steckt überall in ihm, auf jeder Seite. Dennoch – wenn Sie, die deutschen Leserinnen und Leser, wollen, dass Juden zählen, dann müssen Sie von mir aus nicht Gedächtnisweltmeister werden. Aber Sie sollten dieses Buch lesen.

David Baddiel, 2021

Ich werde Ihnen einige Beispiele für ein wiederkehrendes Phänomen nennen.

Dieses Buch hier ist ursprünglich im Verlag des *Times Literary Supplement* erschienen, also beginnen wir doch mit einem literarischen Beispiel. Im August 2020 veröffentlichte die britische Zeitung *The Observer*, neben ihrer Schwesterzeitung *The Guardian* das progressivste Mainstream-Nachrichtenorgan des Landes, eine Rezension von *Ameisig*, dem ersten Roman des Drehbuchautors Charlie Kaufman, aus der Feder einer Kritikerin namens Holly Williams. In ihrer nicht sehr positiven Besprechung kritisierte sie das Buch vor allem dafür, dass der Autor aus einer von Williams so genannten »Weißmännlich-cis-hetero-Perspektive« heraus schreibe. Mit anderen Worten offenkundig weiß, männlich und weniger offenkundig einem Geschlecht zugehörig, das weder trans noch nonbinär ist, und von heterosexueller Orientierung. Jeder, der einen Platz innerhalb dieses Gevierts von Eigenschaften besetzt, wird von jenen, nach deren Ansicht alle gesellschaftlichen Strukturen auf Macht basieren, als privilegiert betrachtet. Weiße männliche cis Heteros starten mit einem vierfachen Vorsprung ins Leben. Ein aus einer Weißmännlich-cis-hetero-Perspektive geschriebenes Buch wird von einer Zeitung wie dem *Observer*, die stets darauf aus ist, den kulturellen Diskurs

von diesem Geviert wegzuverlagern, routinemäßig hinuntergestuft werden.

Nun heißt der Erzähler von *Ameisig* allerdings B. Rosenberger Rosenberg. Zu Beginn des Textes schildert er, er habe einen »rabbinischen« Bart, ein »jüdisches Aussehen«; noch verräterischer ist vielleicht die Tatsache, dass er im Buch einmal eine Krawatte mit dem Slogan *100 % Koscher* trägt. In mehreren Fällen verhalten sich andere Figuren ihm gegenüber antisemitisch, setzen voraus, dass seine Verhaltensweisen mit jüdischen Stereotypen übereinstimmen, flüstern verstohlen »Jude«, wenn er einen Raum verlässt, oder schreien ihm ganz unverhohlen »Fick dich, du Hebräer!« entgegen. Doch in der Rezension des *Observer* wird weder sein Jüdischsein noch die allgemeine Frage des Jüdischseins im Roman angesprochen, obwohl er – danke, Kindle – siebenundneunzigmal das Wort »Jude« und sechzigmal das Wort »jüdisch« enthält. Und natürlich ist Charlie Kaufman selbst Jude.

Aber für Holly Williams hat offenbar nichts davon irgendwelche Auswirkungen auf B. Rosenberger Rosenbergs Weißmännlich-cis-hetero-Perspektive; keine Auswirkungen also auf seine privilegierte Position.

Hier ein weiteres Beispiel, diesmal von der dänischen Komikerin Sofie Hagen. In ihrem – sehr guten – Kurzfilm über Body Positivity aus dem Jahr 2019 stellt Hagen eine Liste der »am stärksten unterdrückten Menschen in der Gesellschaft« auf, eine Liste, die umfasst: »Schwarze Menschen und People of Colour, queere und trans Menschen, Muslime und Menschen mit Behinderungen«. Was in der Tat einen guten Versuch darstellt, das Terrain derer abzustecken, die viele Progressive als

die am stärksten unterdrückten Gruppen, als die innerhalb unserer Gesellschaft am stärksten verfolgten Minderheiten betrachten würden.

Bloß fehlt eine verfolgte Minderheit, eine der am stärksten verfolgten Minderheiten der Geschichte. Versuchen Sie sich einmal vorzustellen, die Hauptfigur von *Ameisig* gehörte irgendeiner der von Hagen erwähnten Minderheiten an. Die zentrale Prämisse der Rezension im *Observer* – das Problem an *Ameisig* sei, dass es aus einer Weiß-männlich-cis-hetero-Perspektive verfasst wurde – fiele in sich zusammen, und mit ihr der Großteil der Negativität dieser Rezension. Was bedeutet, dass es trotz der Geschichte ihrer Verfolgung nur eine Minderheit gibt, die in den Augen der Privilegienkritiker auf Seiten des Gevierts der Privilegien stehen bleibt.

Zeit für ein Beispiel aus der Hochliteratur: Am Neujahrstag 2017 übertrug BBC Radio 4 Jeremy Irons' Lesung nahezu sämtlicher Gedichte von T. S. Eliot. Jeder, der Eliots Gedichte kennt, wird wissen, dass eine Lesung aller seiner Gedichte unvermeidlich auch diese Zeilen aus *Gerontion* beinhaltet:

Mein Haus ist ein verfallnes Haus,
Und der Jude hockt auf dem Fenstersims, der Eigentümer,
Gelaicht in Antwerpen, in irgendeiner Schwemme,
Lädiert in Brüssel, genesen und geleimt in London.

Und aus *Burbank with a Baedeker: Bleistein with a Cigar*:

Die Ratten unterwühl'n den Bau
Der Jude unterläuft das Gros.

Ich weiß noch, wie ich zuhörte und mich fragte, wie die BBC darum herkommen würde. Als die besagten Gedichte an der Reihe waren, nahm man die Hilfe von Anthony Julius in Anspruch, einem jüdischen Rechtsanwalt und Verfasser des Buchs *T. S. Eliot, Anti-Semitism and Literary Form* von 1995, der der Lesung seine These voranstellte, der überall anzutreffende, modische Antisemitismus von Eliots Zeit habe dessen Werk durchdrungen und womöglich sogar bereichert. Grob vereinfacht könnte man sagen, in Julius' Augen war Eliot ein so großer Dichter, dass es ihm – beinahe im Alleingang, wobei da natürlich noch der *Kaufmann von Venedig* wäre – gelang, Antisemitismus in Kunst zu verwandeln.

Daraufhin schrieb ich Anthony Julius, weil ich diese Position für falsch halte. Ich bin ein Fan von Eliot, aber ich glaube, dass keine Poesie den Hass aufwiegen kann. Einige Zeit später aßen wir gemeinsam zu Mittag und redeten drei Stunden lang darüber (eine, wenn ich das so sagen darf, sehr jüdische Reaktion auf die ganze Sache).

Bloß dass das nicht das Gefühl vertreiben konnte, das ich am Neujahrstag des Jahres 2017 gehabt hatte: dass die BBC, ganz gleich wie großartig der Schriftsteller und wie großartig seine Texte gewesen wären, keine andere gesellschaftliche Gruppe mit Ratten verglichen oder als irgendein ähnlich negatives rassistisches Stereotyp gezeichnet hätte. Es ist nicht unvorstellbar, dass die BBC am Neujahrstag ein ganzes Buch von Agatha Christie vorlesen ließe. Unvorstellbar ist allerdings, dass irgendjemand jemals hören wird, wie Jeremy Irons sagt: »Und nun: *Zehn kleine N***rlein*.«

Mitte 2020, im Anschluss daran, dass im Rahmen der Black-Lives-Matter-Proteste reihenweise Statuen umgestürzt wurden, sprühte unterdessen ein Demonstrant weit entfernt von Minneapolis – in Broadstairs, Kent – die Worte »Dickens war Rassist« an die Wand des Dickens Museum. Der Demonstrant hieß Ian Driver, und als Inspiration diente ihm ein Brief, in dem Dickens den antikolonialen Indischen Aufstand von 1857 verächtlich gemacht hatte. Der Brief ist ohne Frage rassistisch. Allerdings ist sonderbar, dass Ian Driver auf ein relativ obskures Schreiben von Dickens zurückgreifen musste, um sich über dessen Rassismus zu erregen, wo es doch in *Oliver Twist* seit Ewigkeiten den widerwärtig aussehenden jüdischen Hehler Fagin gibt.

Aber der zählt womöglich nicht.

Die zeitgenössischen kulturellen Debatten über die Neubeurteilung großer Autorinnen und Autoren der Vergangenheit im Licht des gegenwärtigen politischen Verständnisses verlaufen jedoch nicht immer negativ. Im Fall von Edith Wharton etwa, die ihre Romane im frühen zwanzigsten Jahrhundert schrieb, drehte sich die Neubeurteilung darum, ihre Position im Kanon zu stärken, verbunden mit der Wahrnehmung, sie sei als Frau bislang vernachlässigt worden. In der zweiten Jahreshälfte 2020 kürte der Online-Lesezirkel des *Guardian* Whartons Roman *Zeit der Unschuld* zum Buch des Monats September. In der *Times* schrieb gleichzeitig Anna Murphy über ihre Liebe zu *Das Haus der Freude* und vor allem darüber, wie sehr es sie freue, dass Wharton endlich als »Gegenstück« zu Henry James anerkannt werde.

Es trifft gewiss zu, dass Autorinnen mit wenigen namhaften

Ausnahmen kulturell nicht in gebührender Weise berücksichtigt wurden, weshalb mich die Neubewertung Edith Whartons dazu brachte, mir *Das Haus der Freude* zu besorgen. Ich erfreute mich so lange an den Abenteuern der Heldin Lily Bart, bis nach einigen Seiten eine Figur namens Mr. Rosedale – »dieser kleine Jude«, der »ja wohl, soweit sie sich erinnern konnte, bereits ein dutzend Mal der Gesellschaft serviert und von ihr zurückgewiesen worden war« – eingeführt wird. Das Problem ist natürlich nicht, dass Wharton in ihrer Zeit und ihrem Kontext Dinge schrieb, die wir heute als antisemitisch betrachten würden. Das Problem ist, dass dieser Umstand für ihre gegenwärtige Wiederentdeckung aus feministischer Perspektive keinerlei Schwierigkeit darstellt. Dagegen tun das andere Ausformungen von Rassismus, die in ihrer Literatur womöglich zum Ausdruck kommen, für einige durchaus. In einem Essay auf der feministischen Internetseite *Jezebel* schreibt die Expertin für viktorianische Literatur Rachel Vorona Cote: »Einmal davon abgesehen, was Whartons Figuren – oder in der Tat auch Wharton selbst – über meine jüdische Familie zu sagen gehabt hätten, bin ich durch mein Weißsein mit bequemen Scheuklappen ausgestattet, die die verunglimpfenden Details verdecken. Richte ich meine Aufmerksamkeit auf die Darstellung von People of Colour im Roman – flüchtig, geringschätzig –, kann ich ihn nicht mehr auf dieselbe unproblematische Weise genießen.«